

LEO WEISGERBER

GEFÄRBTE BRILLEN

Nachdem es nun doch aktenkundig geworden ist, daß Leo Weisgerber ein recht 'autoritärer' Mann ist, und nicht nur so wohlgesonnene Angreifer wie W. Boehlich oder W. Betz unsanft abfertigte, sondern auch wirklich sympathische Kritiker wie L. Jost oder auch P. Hartmann nicht bei ihren Fehlinterpretationen belassen wollte*, ist es wohl die richtige Zeit, einige Lücken zu schließen. Wenn ich das in einem Festbeitrag tue, so muß ich im Grunde dafür um Nachsicht bitten. Zur Erklärung kann ich nur zweierlei vorbringen. Einmal ist leider der Jubilar selbst völlig unschuldig in einige dieser Schußlinien geraten, und wenn auch keines der Geschosse ihn im entferntesten erreicht, so möchte ich doch nicht, daß auch nur eine der Stellen eines von mir immer förderlich empfundenen Zusammenarbeitens mit einem Schatten belastet bleibe. Sodann hoffe ich, die dem Alter entsprechende Form der Auseinandersetzung erreicht zu haben: Während man zunächst die 'Schuld' an dem Dissens naiv bei dem anderen sucht und erst im zweiten Schritt die Anlässe, die man selbst gegeben haben könnte, ermittelt, ist es wohl nicht nur richtiger, sondern auch bestimmt erfolgreicher, zuerst den Medien nachzugehen, die mitspielen. Wir alle laufen mit gefärbten Brillen herum, und wenn es gelingt, etwas von der Farbe zu neutralisieren, ist mehr gewonnen, als wenn man eine noch so schneidige Abfuhr versucht.

Solche Überlegungen drängen sich vor allem auf bei dem Fragenkreis, den ich doch einmal anfassen muß. Man hat mich schon wiederholt gefragt, warum ich mich denn nicht auch in der Richtung nach Osten hin wehrte, obwohl es an Anlaß dazu wahrhaftig nicht fehle. Den Hauptgrund kann ich heute, nachdem die Spannungen zwischen Ost und West zunehmend abgebaut werden, ruhig nennen, zumal ihn später niemand mehr in seinen Bedingungen rekonstruieren könnte. Wenn in der 'ostzonalen' Zeit jemand einigermaßen sachgerecht über 'westliche' Gedankengänge referierte, hatte man bisweilen das Gefühl, daß er im Grunde ein Alibi brauchte, um nicht in den Verdacht prowestlicher Gesinnung zu geraten. So konnten echte Kritik und mehr künstlich

hereingezogene Einwände sich verbinden zu Anhängen, die man vielleicht ohne große Mühe hätte widerlegen können, bei denen aber doch der Gedanke blieb, daß es besser sei, ein solches mögliches Alibi hinzunehmen, als es zu stören. Das war jedenfalls für mich entscheidend, als ich mich entschloß, die Weisgerber-Diskussion zwischen G. Helbig und O. Buchmann nach dem plötzlichen Tode von O. Buchmann nicht aufzunehmen, sondern ebenso wie manche späteren Anlässe auf sich beruhen zu lassen.

Nun ist es gewiß kein Zufall, wenn unter den jetzigen günstigeren Bedingungen das Gespräch wieder bei G. Helbig anknüpft. Wenn schon etwas über die verschiedenen sprachwissenschaftlichen Strömungen, ihr Verhältnis zueinander, ihr Urteil übereinander gesagt werden soll, dann sicher im Zusammenhang mit seiner 'Geschichte der neueren Sprachwissenschaft', die, 1971 in Leipzig erschienen, in erstaunlicher Weite des Überblicks bis etwa 1966, in einzelnen Strömungen bis 1969, ebenso sachkundig wie urteilsfreudig das Bild der gegenwärtigen Sprachforschung zeichnet. Dabei hat er allerdings nicht nur einen festen eigenen Standpunkt, sondern auch ein gleich zu Anfang deutlich ausgesprochenes Ziel: vorzubereiten auf ein Stadium, in dem 'alle linguistischen Modelle unter dem Gesichtspunkt einer — noch nicht voll ausgearbeiteten — marxistischen Sprachtheorie durchleuchtet werden können' (9). Darauf kann es für alle einbezogenen Strömungen natürlich nur die Antwort geben, zuerst zu überprüfen, wieweit sie in Darstellung und Beurteilung einer Brillenwirkung unterliegen.

Da G. Helbig in seiner Übersicht auch ein umfangreiches Kapitel der 'inhaltbezogenen Grammatik' widmet (S. 119 - 161), so liegt es nicht nur im persönlichen Interesse, 'originale' Zusätze zu seinem Urteil hinzuzufügen. Sicher wird seine Darstellung der westdeutschen Entwicklungen nicht nur in die zu erwartenden folgenden Auflagen weiterwirken (wobei auch für den westlichen Bereich mancherlei zu lernen ist), sondern auch auf den weiteren Osten ausstrahlen, zu dem er als Vermittler geradezu prädestiniert ist. Man kann das vor allem für den Abschnitt 'Zusammenfassung' (S. 137 - 148) annehmen, der fast eine Art Sammelbecken von Gesichtspunkten umfaßt, die in den Darstellungen und Beurteilungen östlicher Autoren zutagegetreten sind. Wir versuchen, daraus die Anstöße zu entnehmen, die in diesem Rahmen förderlich behandelt werden können.

Der erste Gedanke, diese zwölf Seiten kursorisch durchzugehen und jeweils in den Einzelsätzen die beiderseitigen Brillenwirkungen aufzuweisen, ist auf zehn Seiten praktisch nicht durchführbar und würde auch auf zu viele Wiederholungen hinauslaufen. Daher wird man sich doch auf einige Kernvorwürfe beschränken müssen und dabei weniger philosophische Überlegungen als gesunden Menschenverstand sprechen lassen. Immerhin müssen auch einige Tatsachen einfließen, die G. Helbig nicht kennen oder nicht richtig einordnen konnte. Das gilt vor allem für die Arbeiten aus der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg. Vieles von den vorgebrachten Bedenken käme überhaupt nicht auf, wenn meine Habilitationsschrift von 1924 über 'Sprache als gesellschaftliche Erkenntnisform' nicht noch vom Druckzwang befreit, d.h. praktisch ein Opfer der Nachwirkungen einer heute unvorstellbaren Inflation geworden wäre. Und auch das müßte für Helbigs Zweiteilung meines Schaffens wichtig sein, daß die Stelle, an der die systematischen Fortschritte sich dokumentiert hätten, mein Buch über 'Muttersprache und Geistesbildung', seit 1928 unverändert blieb, nicht aus Mangel an Stoff oder aus Trägheit, sondern weil seit 1933 über jeder Neuerscheinung die Willkür einer Zensurbestimmung hing, daß im Schrifttum Verweise auf jüdische Autoren möglichst einzuschränken und im Literaturverzeichnis durch Sternchen zu kennzeichnen seien. Ein Blick in das genannte Buch zeigt, weshalb ich es bei der weniger gefährdeten Form des unveränderten Nachdrucks der Erstauflage beließ.

Mittel der Verständigung oder mehr? Es ist erstaunlich und bestürzend zugleich, daß, wenn man einmal das Gestrüpp tiefgründiger 'philosophischer' oder 'weltanschaulicher' Überlegungen durchbrochen hat, letztlich eine sehr einfache Frage als Kern einer Auseinanderentwicklung bleibt, bei der es schließlich keine förderliche Verständigung mehr zu geben scheint. Explizit oder implizit kreisen viele Diskussionen um das Problem, ob die Rolle der Sprache sich darin erschöpft, daß sie ein Mittel der Verständigung ist, oder ob man darüber hinaus fragen muß, was Sprache außerdem noch ist, insbesondere auch was sie ist, bevor und damit sie ein Mittel der Verständigung werden kann. Das sollte wohl eine ebenso einfache wie legitime Überlegung sein. Aber es scheint schon gleich am Anfang ein Brillenproblem hineinzuspielen. Jedenfalls kann Helbig nicht oft genug betonen, daß Weisgerber verkennt 'daß die

Sprache als Zeichen immer ein Mittel im Erkenntnis- und Kommunikationsprozeß bleibt, ein Mittel zum Austausch von Bewußtseinsinhalten, ein 'Organon', "wie das Werkzeug ein geformter Mittler". (S. 141). Alles was darüber hinausgeht, ist ihm verdächtig und brillenmäßig abzulehnen. Der Gegensatz zu Weisgerber ist allerdings offenkundig. Auch ich weiß Bescheid genug um die Rolle der Sprache für die Mitteilung, aber seit ich über Sprechprozesse und psychologische Teileinsichten hinaus denken lernte, habe ich bei E. Cassirer und W. von Humboldt soviel von dem gefunden, was Sprache vor der Mitteilungsfunktion 'ist', daß sich 1924 als richtiges Motto für die genannte Habilitationsschrift ein Humboldtwort einstellte: 'Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, daß die Sprache nicht bloß ein Austauschmittel zu gegenseitigem Verständnis, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muß, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und in sie zu legen' (VII 176). Der Gegensatz ist vollständig, hat aber, wenn man ihm nachdenkt, weniger mit einem *-ismus*, als mit einer Brillenwirkung zu tun: Sprache als Mittel der Mitteilung und der Verständigung, das ist eine so verbreitete und überzeugende Brille, daß jeder, der damit nicht zufrieden ist, leicht als überspannt erscheint. Hier würde ich allerdings Helbig gerne zu einer Diskussion auffordern und mir zutrauen, ihm (und nicht nur seinen Oststimmen, sondern auch den ebenso bebrillten westlichen Linguisten) klar zu machen, daß ein solcher 'Mittel'-Standpunkt genau so weit führt, wie wenn ein Naturwissenschaftler damit anfinde, Wasser als Mittel zum Waschen und Kohle als Mittel zum Heizen vorzustellen: das alles soll an seinem Platz zu Recht kommen, aber es ist unzulässig, es an den Anfang zu stellen. So wie Wasser etwas ist, bevor ich mich mit solchem wasche, so ist Sprache etwas, bevor ich sie als Mittel für meine Zwecke benutze. Ist diese Erkenntnis eine Hypostasierung oder ein Idealismus, oder ist sie ein ebenso legitimer wie notwendiger Schritt des gesunden Menschenverstandes?

Die sprachliche Zwischenwelt. Ich vermute, daß G. Helbig und wohl auch alle anderen bereit wären, den allzu äußerlichen Mittel-Standpunkt aufzugeben, wenn sie etwas sicherer wären, was sie an die Stelle setzen sollen. Man erkennt das an den fast unerschöpflichen Bedenken,

mit denen sie meine Fortsetzung begleiten. Für Helbig sammeln sich diese Vorbehalte zu einer richtigen Brillenwirkung gegenüber dem Gedanken von der sprachlichen Zwischenwelt. Bei der außerordentlichen Anstrengung, die Helbig auf die Widerlegung dieser *Zwischenwelt* verwendet, mag es gerechtfertigt sein, etwas genauer auseinanderzulegen, wie sich die Quellen dieser Schwierigkeiten auf den Autor, die Interpreten und die Medien verteilen.

Wo zum ersten Mal der Gedanke einer *sprachlichen Zwischenwelt* als Argument auftauchte, müßte ich mühsam feststellen. Es ist aber auch insofern überflüssig, als er sicher in seiner Formulierung mit dem zitierten Humboldtwort, also seit 1924, in der Luft lag. Ausdrücklich ist er vorgestellt 1929 in 'Muttersprache und Geistesbildung' S. 154, und zwar in unmittelbarem Anschluß an das Humboldt-Zitat, so daß über seine Auslegung kein Zweifel bestehen konnte. Und jeder wird bei jeder Sprachverwendung die Erfahrung bestätigen: wenn ich den Tisch, an dem ich dies schreibe, *Tisch* nenne, dann erschöpft sich der sprachliche Einschlag nicht in einer mitteilenden Lautgestalt, sondern die Voraussetzung dafür ist, daß zwischen meinem Bewußtsein und dem konkreten Gegenstand ein geltendes deutsches Wort wirksam wird, das dahinführt, daß mein Tisch mit Millionen anderen Exemplaren sprachlich zum *Tisch* gestempelt wird. Und diese geltende deutsche Lautform ist zusammen mit der ebenfalls für das Deutsche geltenden begrifflichen Einordnungsrichtung für den sprachlichen Umgang mit meinem Tisch, auch etwa in einem Mitteilungsakt, maßgebend. Dieses Element habe ich nicht geschaffen, sondern aus der Muttersprache erlernt, und mit ihm kann ich nicht nach Belieben umgehen, sondern nur so, wie es in der Sprachgemeinschaft gilt. Ist in dieser Feststellung irgendetwas von Hypostasierung oder Mystizismus usw. usw.? Dabei reicht sie völlig aus, um die Rede von der sprachlichen Zwischenschicht abzuleiten und jedem verständlich zu machen.

Wenn dieser Erfolg so unvollkommen erreicht wurde, so ist man gezwungen, an den drei möglichen Quellen des Mißverstehens nachzuforschen. Als um 1960 herum die Bedenken gegen die Zwischenwelt sich in einer mich überraschenden Weise steigerten (vgl. die bei Helbig S. 139 f. genannten Stellen bei G.F. Meier, W. Neumann, W. Schmidt, M.M. Guchman und vor allem die im 'Deutschunterricht' auch im Westen verbreiteten Vorstöße von G. Helbig selbst) fragte ich mich, ob wirklich mein Ausdruck *sprachliche Zwischenwelt* so mißverständlich wäre. Trotz der an-

regenden Humboldt-Stelle war ich selbst für die Prägung verantwortlich (ich erinnere mich nicht an ein Vorbild), und es könnte sein, daß diese Kürzung des Humboldt-Gedankens Schwierigkeiten macht. Doch sehe ich, daß jeder späteren Auswertung (Vom Weltbild der deutschen Sprache, 1. Aufl. 1950 S. 8, 2. Aufl. 1953, S. 35, 3. Aufl. 1962, S. 37 ff.) so viel von Erläuterungen und Beispielen, insbesondere das Orion-Beispiel, beigegeben ist, daß mich keine Schuld an einer Fehlinterpretation treffen kann. Sucht man nach Quellen für Mißverständnisse bei den Kritikern, so müßte für deutschsprachige Leser die stetige Charakterisierung als *geistige* (besser als *gedankliche*) Zwischenwelt dem Gedanken einer groben Hypostasierung vorbeugen, falls sie sich überhaupt auf die Problematik des deutschen Wortes *Welt* einlassen. Für fremdsprachige Interpreten können aus ihren eigensprachigen Wörtern für *Welt* Schwierigkeiten kommen, die noch vermehrt werden, wenn sich Übersetzungen dazwischenschieben. Ein nachdenkenswertes Beispiel sind die Verschiebungen bei A. Schaff, wo solche sprachlichen Unterschiede, verbunden mit der betont marxistischen Brille zu den Fehldeutungen führen, die H. Gipper, Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? (1972) ausführlich richtigstellt.

Trotzdem wäre ein so konsequentes Verfehlen der Ansichten und Absichten von Weisgerber, wie G. Helbig's Zusammenfassung es dokumentiert, nicht möglich, wenn nicht dabei starke Brillen die Sicht beeinflussen. An erster Stelle wird natürlich die Mittel-Doktrin wirksam: 'Wenn man die Sprache als ein Mittel der Erkenntnis und Kommunikation, der Mitteilung und des Ausdrucks ansieht, erscheint die Selbstständigkeit der Sprache in einer Zwischenwelt als "Sprachmystizismus", als Hypostasierung, als eine Art Apriorismus, der nicht nur unbeweisbar ist, sondern auch indefinible Termini in eine exakte Wissenschaft einzuführen sucht' (S. 142). Gegen so festgefügte Überzeugungen ist schlecht anzukommen, und wie sollen Argumente wirksam werden oder auch nur unvoreingenommen nachgedacht werden, wenn ihr Grund und Ziel von vornherein mit so vielen Sargdeckeln verschlossen ist? Das Gespräch ist tatsächlich hoffnungslos, wenn nicht G. Helbig bereit ist, für einen Augenblick die Mittel-Brille abzusetzen. Es könnte ihm dann sein eigener Satz zur Frage werden: *wenn man ansieht — dann erscheint*. Wenn dieses Ansehen aber fragwürdig ist, was dann? Vielleicht kommt man ein Stück weiter, wenn man das verführerische

Mittel durch das etwas angemessenere *Weg* ersetzt: ein *Weg* der Erkenntnis, der Kommunikation, der Mitteilung, — das ist ja wohl noch kein Mystizismus, wohl aber ein Anstoß zu einigen Differenzierungen, ohne die man einer so vielgestaltigen Erscheinung wie der Sprache nicht beikommen kann. Allerdings kommen dann rasch die Einseitigkeiten zum Vorschein, die als Teilwahrheiten dem Erkenntnisgang noch schädlicher sind, als die vollen Irrtümer, die sich eher ad absurdum führen.

Die halbseitigen Brillen. Zur Entwirrung der auf den genannten Seiten zusammenfließenden Mißverständnisse, Bedenken und Vorwürfe bedürfte es eigentlich eines Kompendiums der Sprachforschung, auf dessen Abschnitte man verweisen könnte, um Klarheit in einigen Fragen zu sichern, die im Grunde ausreichend gelöst sind, bei denen aber zumeist unbewußte Vorbehalte einer konsequenten Auswertung im Wege stehen. Man könnte von halbseitigen Brillen sprechen, die in Bedarfsfällen angelegt werden. Auch ohne daß wir den Brillenvergleich überstrapazieren wollen, sammeln wir hier eine Anzahl von Inkonsequenzen, die das sprachwissenschaftliche Gespräch allgemein erschweren, die aber bei den von Helbig herangezogenen Autoren überdurchschnittlich oft und stark in Erscheinung treten.

Einiges braucht man nur zu nennen mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit wissenschaftlicher Konsequenz. Dahin gehört die allmählich langweilige Forderung, mit oder ohne F. de Saussure streng zwischen den individuellen und den sozialen Erscheinungen der Sprache zu scheiden. Gerade bei der Mittel-Brille liegt die Gefahr nahe, daß individuelle Gesichtspunkte entscheidend werden, wo nur soziale Maßstäbe dem Gegenstand gerecht werden. Meine Arbeiten gelten dem Sozialgebilde *Sprache*, also Saussures *langue*, und nichts stiftet mehr Verwirrung, als wenn zwischen *langue* und *parole* hinundhergesprungen wird (wie das übrigens die westlichen Linguistiken womöglich noch schlimmer tun). — Noch fälschender sind die Brillen, die gegenüber den sinnlich-geistigen Sprachphänomenen nur ein scharfes Glas für die Gestaltseite haben, dagegen die Inhaltseite im Dunklen lassen. Die über fünfzigjährigen Bemühungen der inhaltbezogenen Forschung haben zwar im Verein mit der allmählich sich durchsetzenden Lehre F. de Saussures vom *signe* als Ganzheit von *signifiant* und *signifié* dahin geführt, daß die sinnlich-geistige Doppelseitigkeit der Sprache allgemein anerkannt ist:

wenigstens in der Theorie wird nicht mehr bestritten, daß es ebenso sicher wie sinnliche Sprachgestalten auch geistige Sprachinhalte gibt, und zwar als anerkannte Größen der Gemeinschaftsform von Sprache. Hier treffen sich nun West und Ost, daß sie praktisch den Zugang zu dieser inhaltlichen Seite nicht finden, vielleicht mit dem Unterschied, daß die westlichen Linguistiken die Erforschung der anerkannten Inhalte 'zurückstellten' bis zum Fiasko des Phantoms der Übersetzungsmaschine, während die östlichen Stimmen in der Anerkennung dieser sprachwissenschaftlichen Aufgabe noch zurückhaltender sind und auf jeden Fall den zeitweiligen Vorzug, daß sie im Gegensatz zu den *meaning*-freien Strukturalismen an 'Bedeutungs'fragen festhielten, nun die Überwindung des Bedeutungsdenkens mit vermehrten Schwierigkeiten bezahlen müssen. Dazu gehört auch, daß diese Bedeutungsbrille die Unterscheidung zwischen Sprachinhalten und Sachverhalten deutlich erschwert.

Feststellende Grammatik und geltende Sprache. Zur Veranschaulichung der Tragweite dieser (und anderer) Unterscheidungen greift man am besten ein Gegensatzpaar auf, bei dem wenigstens im Ausgang sicher Übereinstimmung besteht. Wir dürften einig sein, daß es richtig ist, von den Feststellungen der Grammatik und von der Geltung der Sprache und ihrer Elemente zu sprechen. Dieser Abstand umschließt eine fundamentale Verschiedenheit der Betrachtungsweise: eine Grammatik ist das Ergebnis eines statischen Verfahrens, das im vollsten Sinne Erscheinungen feststellt und als Bestände bewußt macht. Das ist eine methodische Notwendigkeit, die aber der Sprache nicht ausreichend gerecht wird. So macht uns schon der tägliche Sprachgebrauch darauf aufmerksam, daß eine Sprache in ihrem Bereich nicht *besteht*, sondern *gilt*. Ins Methodische umgesetzt besagt das, daß die Grammatik in einem statischen Verfahren *geltende* Sprachelemente zunächst *feststellen* muß, daß sich daran aber unmittelbar die Aufgabe anschließt, diese *festgestellten* Bestandteile wieder in ihre eigentliche Daseinsform, die des *Geltens*, zurück zu übersetzen. Das ist die zentrale Aufgabe der Sprachforschung, und an ihr treffen sich die beiden grundlegenden Betrachtungsweisen der statischen und der energetischen Sprachbetrachtung. An diese Stelle kommt G. Helbig nirgends heran. Obwohl ihm die Anfänge der energetischen Forschung durchaus bekannt sind, behält er die statische Brille auf. Für die Feststellungen der Grammatik könnte manches zu-

treffen, was er in übertriebenen Formulierungen von Hypostasierung u.ä. sagt. Darüber sind wir uns schon lange klar, ebenso darüber, daß man grammatisches Bild und Sprache nicht verwechseln darf. Umso merkwürdiger ist es, daß Helbig zu einer konsequenten Rückführung grammatischer Feststellungen in wirkliche Sprache nichts Positives beizutragen hat. Offenbar sind daran wieder einige Brillen beteiligt. Es scheint zwar nicht, daß Helbig die Existenz von Sprachen (*langues*) ganz leugnen und auf bloßes Grammatikerprodukt reduzieren möchte. Aber das, was er im Hinblick auf die Bemühungen, die Daseinsbedingungen geltender Sprachen aufzuweisen, zu sagen hat, ist mehr als dürftig. Zwei Stellen sind dafür charakteristisch. Er würde, mitsamt den Strömungen, die er vertritt, wahrscheinlich den sprachlichen Gestalten gemeinsprachliche Geltung zuerkennen und irgendeine Begründung für das Rechnen mit einer solchen Daseinsform akzeptieren. Aber entsprechende Überlegungen für die inhaltliche Sprachseite kommen nicht an. Darin zeigt sich, daß die Erkenntnis von der sinnlich-geistigen Doppelseitigkeit alles Sprachlichen doch noch nicht so tief sitzt, daß er daraus die nötigen Folgerungen zu ziehen bereit wäre. Allerdings sind diese gebunden an den Ausbau energetischer Überlegungen, und hier ist bei Helbig offenbar die Grenze des Verständnisses erreicht, an der auch statt jedes Versuches eines helfenden Mitgehens nur eine sich ständig steigernde Ablehnung bemerkbar ist. Ob auch hier eine Brille mitspielt?

Man kann es kurz andeuten an dem Problem der in der Sprache beschlossenen 'Kräfte'. Heute würde ich es so formulieren: Zum Menschsein gehört die Anlage zur Sprache; zur Gestaltung menschlichen Lebens ist die Entfaltung dieser Sprachanlage unentbehrlich. Diese vollzieht sich auf drei Ebenen: der menschheitlichen, der gemeinschaftlichen und der individuellen. Diese drei Kreise bilden ein Ganzes, doch so, daß dabei jeder Entfaltungsform eine eigene Aufgabe zukommt. Für die gemeinschaftliche Ebene kann man diese dahin kennzeichnen, daß eine Menschengruppe in einem unteilbaren Prozeß des Zusammenwirkens von menschheitlichen Grundlagen, individuellen Anlagen und gemeinschaftlichen Bedingungen die Entfaltungsform *Muttersprache* hervorbringt und in ununterbrochener Wirksamkeit hält. Solche Muttersprachen sind die säkularen Erscheinungsformen der menschlichen Sprachanlage und die geschichtlichen Ausstrahlungszentren sprachli-

chen Lebens; an ihnen müssen alle Bemühungen um Verständnis des Sprachlichen ansetzen. Darin ist nichts Mystisches o.ä., sondern ein jeder kann sich davon überzeugen, wenn er den Bedingungskomplex sprachbegabter Mensch, Zusammenwirken einer Menschengruppe, Muttersprache als systematischen Ort des Sprachprozesses durchdenkt. Diese Zusammenhänge hatte Humboldt durchschaut, als er von der menschlichen *Sprachkraft* und ihren Erscheinungsformen sprach, als er die einzelne Sprache als Prozeß, als Akt der Verwandlung der Welt in Gedanken auffaßte, als er für die Daseinsform einer solchen Sprache eine treffende Charakterisierung suchte, und nachdem alle Ansätze mit *Tätigkeit, Verrichtung* u.ä. zu unbefriedigend blieben, schließlich als letzten Versuch die Formel von einer jeden Sprache als *Energeia* hinterließ. An dieser Stelle standen wir auch noch um 1950, als die energetische Sprachbetrachtung bewußt ausgebildet wurde. Die Einordnung der Sprache unter die geistigen *Kräfte* des Menschen besteht auch heute sprachlich zu Recht. Daß die Entfaltungsformen dieser *Sprachkraft* menschheitlich, sozial und individuell als Erscheinungen *sprachlicher Kräfte* zu interpretieren sind, leuchtet jedem unvoreingenommen Angehörigen der deutschen Sprache ein und von da aus kann er die Rede von der *geltenden Muttersprache* (Geltung ist Erscheinungsform dahinter stehender 'Kraft') richtig deuten. Deshalb ist es unverständlich, warum die Interpretation von Sprache als wirkender Kraft als so unvernünftig abgelehnt wird, wie es auch bei Helbig immer wieder geschieht. Wer den ganzen Zusammenhang zutreffender erklären kann, soll es tun, aber dann mit einer angemessenen, nicht noch mehr vermythologisierenden Terminologie. Glücklicherweise ist im Deutschen die Rede von der Geltung einer Sprache, der Geltung eines Wortes in dieser Sprache usw. so klar ausgebildet (in anderen Sprachen vielleicht weniger), daß man die energetische Interpretation einer solchen geltenden Sprache mit oder ohne *Kraft* durchführen kann.

Die sprachphilosophischen Brillen. Wahrscheinlich wäre der Dialog Helbig-Weisgerber wesentlich einfacher zu führen, wenn nicht auf beiden Seiten Argumente im Spiele wären, die, ohne unmittelbar philosophischen Anspruch zu erheben, letztlich auf philosophische Positionen zurückführen. Es gibt keine wissenschaftlichen Thesen, bei denen nicht philosophische Zusammenhänge mitspielten (und sei es nur in der

geläufigen Form, daß sie sich für philosophiefrei halten). Sich beim Sauberhalten dieser unvermeidlichen philosophischen Brillen gegenseitig zu helfen, gehört zu den Aufgaben jedes Streitgesprächs.

Was Helbig bei mir in besonderer Weise auffällt, ist im ganzen das, was er Sprachidealismus nennt. In den einzelnen Teilbereichen – und welcher Teilbereich der Philosophie hätte es nicht auch mit Sprachphänomenen zu tun? – heißt es dann, daß der Mensch auf Sprache eingegeben werde (S. 139); daß der Sprache zugeschrieben werde, was in Wirklichkeit das Denken leiste (ebd.), daß die objektive Realität zu kurz komme (ebd.) und daß eben in der 'Verselbständigung' der sprachlichen Zwischenwelt im Grunde das kulturelle wie das Gemeinschaftsleben einseitig interpretiert werde. Nun müßte ich zur Überprüfung dieser Kritik eigentlich auf meine Schriften verweisen; dann dürfte ein ausgeglicheneres Bild herauskommen. Zum Teil läuft es auf Verlagerungen des Schwergewichts hinaus. Helbig selbst läßt bei fast allen Vorwürfen ein Stück Berechtigung; selbst an der *Zwischenwelt* bleiben 'gesellschaftlich gültige und historisch entstandene Begriffe sowie besondere Inhaltsstrukturen', und es erschiene möglich 'manches von dem rational zu explizieren, was sich hinter dem Terminus der "Zwischenwelt" verbirgt' (S. 141). Bei allem, was an wirklichen Gegensätzen bleibt, fragt man sich doch an manchen Stellen, was es für einen Sinn hat, die Weiserber-Auslegung ins Unvernünftige zu übertreiben, um dann in eigener Einschränkung schließlich dort zu landen, wohin eine von Anfang an angemessenere Interpretation einfacher hätte führen können.

Doch ich möchte nicht durch notgedrungen zu kurze Abwehr einen Prozeß stören, der sich nach Ablegen der Mittelbrillen usw. ganz von selbst einstellt. Es müßte allerdings auch die Frage gestellt werden, wie es mit der Sicherheit der Alternative Helbigs steht. Die Verstiegtheit von Weiserbers Idealismus wird oft so geschildert, daß für ihn Sprache der beherrschende Ansatz bliebe, und darüber Denken und Bewußtsein und Realität viel zu kurz kämen (S. 139). Demgegenüber 'führt der Weg nicht von der Sprache zum Denken, sondern von der objektiven Realität über das Bewußtsein zu Denken und Sprache' (S. 141). Diesen Weg hätte ich als Zwanzigjähriger auch befürwortet, und ich würde ihn auch heute nachprüfen, wenn Helbig mir vorher verrät, woher er seine Kenntnis der objektiven Realität, sein Aufweisen des vorsprachlichen Bewußt-

seins, seine Einsicht in das sprachfreie Denken bezieht. Wenn er primäre Zugänge zu solchen Bereichen hat, wird niemand lernbegieriger zuhören als ich. Wenn das alles aber nur sprachlich infiziert für mich eine Rolle spielen kann, dann vertraue ich mich doch lieber meinem Weg an, zuerst an dem sprachlichen Erscheinungsort anzusetzen und die Tragweite des wirklich greifbaren sprachlichen Einschlags zu untersuchen, bevor ich die Abenteuerfahrt antrete zum sprachfreien Denken und Bewußtsein und gar zur 'objektiven Realität', zu der leider die sinnliche und geistige Beschränktheit des Menschen keinen unmittelbaren Zugang eröffnet.

Kombination von wissenschaftlicher und politischer Brille.

Solche Differenzen werden immer bestehen bleiben, und das ist auch gut, wo es sich um Fragen handelt, bei denen erst in der Auseinandersetzung eine langsame Annäherung an die Erkenntnis sprachlicher Grundbedingungen möglich ist. Umso dringlicher ist allerdings das beiderseitige Bemühen um die Sauberkeit der Brillen. Hier erhebt sich nun ein Fragenkomplex, der geeignet ist, alle unvoreingenommenen Gedankengänge zunichte zu machen; es ist die Gefahr politischer Brillen. Dabei ist Helbig offenbar in einem Zwiespalt. Einerseits ist er weitsichtig genug um einzuräumen, daß die Sprachwissenschaft notwendig in ihrem Gegenstand auf Fragen stößt, die in bestimmten Zusammenhängen eine politische Seite erkennen lassen. Andererseits ist er zu kurz-sichtig, um im eigenen Urteil wie erst recht im Chor seiner Zeugen auf die Grenze zu achten, die zwischen der Analyse von Tatbeständen möglichen politischen Charakters und dem Betreiben von Sprachpolitik besteht. Zwar scheint er zuzugeben, daß es Weisgerber um das erstere geht ('Weisgerber trennt zwar die Bereiche des Volklich-Sprachlichen und des Politisch-Machtmäßigen und lehnt auch gegenseitige Übergriffe ab' S. 142), aber er zieht doch allzuoft politische Brillen hervor, um wissenschaftliche Feststellungen zu aktiver Sprachpolitik zu stempeln. Das gilt gleichermaßen für die beiden großen Fragenkomplexe der Sprachgemeinschaft und des Sprachenrechtes. In jedem dieser Bereiche liegen unbestritten auch sprachliche Aufgaben vor. Aber etwas anderes ist es, die Art dieser Aufgaben aus den prinzipiellen Befunden aufzuzeigen und etwas anderes, wie im gegebenen Einzelfall verfahren werden soll, um den Forderungen des Gegenstands gerecht zu werden (was den Rat des Fachmanns nicht ausschließt).

Im ganzen macht sich Helbig zum Reporter über unqualifizierbare Angriffe von Leuten, die offenbar zu wissenschaftlichem Disput wenig aufgelegt sind (vgl. etwa S. 143 f. mit Guchmann, Seidel, Lorenz u.a. zum Chauvinismus, Revanchismus, Sprachimperialismus, Nationalismus Weisgerbers, seiner Rolle als Faschist, Sprachimperialist usw.). Nun wird kein Vernünftiger erwarten, daß sich Helbig auf all die Gefahren einläßt, die ihm entstehen würden, wenn er aus seiner besseren Kenntnis heraus solche voreingenommenen Urteile korrigieren wollte. Immerhin hätte er aber seine eigenen Urteile umso präziser fassen können. Wenn er sagt, daß 'Sprachgemeinschaft und Volk weitgehend identifiziert werden' (S. 143), so wäre es viel eher Sache eines Geschichtsschreibers festzuhalten, daß ich durch über vierzig Jahre jede Gelegenheit wahrgenommen habe, um für eine exaktere Trennung von Volk und Sprachgemeinschaft zu plädieren und dabei die Gesichtspunkte, die dem Tatbestand *Sprachgemeinschaft* angemessen sind, zu scheiden von denen, die die Vorstellung *Volk* betreffen, um sie dann zu sinnvollem Ausgleich zu bringen. Zum mindesten sollten solche Widersprüche vermieden werden, wie zwischen der Anerkennung, daß Weisgerber nachdrücklich alle Versuche ablehnt, 'aus sprachlichen Verhältnissen machtmäßige Folgerungen abzuleiten' (S. 142) und der Befürchtung, daß damit eine 'theoretische Ausgangsposition zur Begründung imperialistischer Annexionen fremder Gebiete' gegeben werde (S. 144). Wenn jemand die Gründe für die Verderblichkeit jeglichen Sprachimperialismus überzeugend zusammengestellt hat, dann bin ich es.

Aber auch das läßt sich verkehren: wer in Zeiten der Sprachenkämpfe die Unmenschlichkeit des Sprachimperialismus anprangert, muß dabei präzisieren, wo und wie sprachliche Bedrängnis unmenschliche Züge trägt. Weil man das auch vor den Opfern dieser Kämpfe nicht verbergen kann, so scheinen manche Leute zu folgern: hier werden also Angehörige dieser Staaten unzufrieden und aufsässig gemacht, es werden Spannungen zum Mehrheitsvolk vermehrt und umgekehrt sprachliche Verwandte anderer Staaten mobilisiert, und das endet dann bei einer Heims- Reich-Situation. Solchen Entwicklungen kann allerdings nur von der Wurzel her entgegengearbeitet werden, und das ist die Aufgabe der Ausbildung eines angemessenen Sprachenrechts. Am Beispiel erläutert: die Südtiroler brauchten keinen Weisgerber, um ihnen klar zu machen, welches Unrecht die faschistische Sprachpolitik ihnen antat. Das be-

sorgte Mussolini spürbar genug. Sie brauchten auch keine Belehrung, um auf den Gedanken der Katakombenschulen zu kommen in einer Zeit, in der alle Sprachenrechte staatlich zertreten wurden. Sie hatten auch Erfahrungen genug, um nach dem Ende des Faschismus zu wissen, welchen sprachlichen Gefahren sie für immer vorbeugen mußten. Wenn dabei die Aufstellung eines Sprachenrechts auch die Erkenntnisse der energetischen Sprachbetrachtung auswerten konnte, so war das mindestens besser, als wenn eine Neuauflage der Mittel-Sprachauffassung die Irrtümer und Gefahren der Sprachenpolitik der Zwischenkriegszeit heraufbeschworen hätte. Darüber hinaus hilft es vielleicht, Schranken gegen neue Mussolinis zu errichten.

In diesen Fragen zeigt sich auch, daß Helbig mit einem zentralen Fragenkomplex nicht zu Rande kommt: dem der Sprachgemeinschaft. Den grundsätzlichen Fortschritt, daß Sprachforschung ohne Einbeziehung der Sprachgemeinschaft ein Torso bleibt, erkennt er an. Aber in der Einschätzung der Sprachgemeinschaft fehlen ihm die Maßstäbe, und so bleibt für die Einordnungsgründe Weisgerbers nur das Urteil *Überschätzung*. Zur Überprüfung dieses Standpunktes seien zwei Überlegungen empfohlen. Wenn nach Helbig 'das menschliche Gemeinschaftsleben bekanntlich nicht primär eine Sprach- oder Geistesgemeinschaft, sondern vielmehr eine Produktionsgemeinschaft handelnder Menschen' ist (S. 143), dann möge Helbig einen plausiblen Grund dafür angeben, weshalb die ganze Menschheit uns lückenlos in Sprachgemeinschaften gegliedert begegnet, und weshalb jeder Einzelne zum Beginn seines geistigen Lebens mit 'natürlichem' Zwang einer bestehenden Sprachgemeinschaft eingegliedert wird. Das sieht nicht so aus, als ob die Sprache 'ein Moment neben anderen' wäre (S. 144). — Der Tragweite dieses Gesetzes der Sprache mißtraut Helbig grundsätzlich, weil ihm die Rede von der sprachlichen Zwischenwelt (samt dem damit aufs engste verbundenen *Weltbild* der Sprache) verschlossen bleibt. Wohin das führt, zeigt erschreckend seine Auffassung vom Sprachenrecht. Er kennt die Tatsache der Sprachenkämpfe (wenn er auch die Auswirkungen auf den Völkerfrieden durch die Verkleinerungsbrille sieht); er wird auch nicht bestreiten, daß eine Menschengruppe das Recht der Notwehr gegenüber einem ungerechten staatlichen Angriff auf ihre Sprache hat. Aber — 'was unrechtmäßig ist, kann dabei nur vom Klassenstandpunkt her beurteilt werden' (S. 142). Wer so ein Menschenrecht dem Klassenstandpunkt

unterstellt, wird weder der Sprache noch der Sprachgemeinschaft gerecht; er dürfte auch nicht in der rechten Konsequenz einer marxistischen Sprachtheorie handeln.

Die Anzahl der in sprachlichen Dingen möglichen Brillenfarben erscheint umso reichhaltiger, je mehr man sich bemüht, hinter die Ursachen von befremdlichen Urteilen zu kommen. Wir müssen hier abbrechen, ohne auch nur die wichtigsten Beobachtungen ausgeschöpft zu haben. Erst recht sind die Auswirkungen solcher grundlegender Differenzen hier gar nicht aufzuzählen. Das geht von Vermutungen über die mit der Wiederbelebung Humboldts verbundenen 'reaktionären' Anschauungen, die verwunderliche Beurteilung terminologischer Notwendigkeiten bis zu völligem Vorbeireden an Grund und Ziel selbst so wichtiger Methoden wie der wirkungsbezogenen Sprachbetrachtung. Man merkt auf Schritt und Tritt, daß das unmittelbare Gespräch allzulange unterbrochen war. Umso klarer ist die Schlußfolgerung: es geht hier nicht in erster Linie darum, recht zu behalten, sondern die Gründe für unerwartete Differenzen aufzusuchen und damit den Weg zu ebenen für erhoffte weitere Aussprachen.

- Bis 1964 zusammengestellt bei Gerhard Helbig, Geschichte der neueren Sprachwissenschaft, Leipzig 1971; hier zitiert nach der Lizenzausgabe München 1971, S. 120. Man merkt allerdings an einigen Stellen, daß er doch den Gang der Auseinandersetzungen nicht von nahe genug verfolgen konnte.